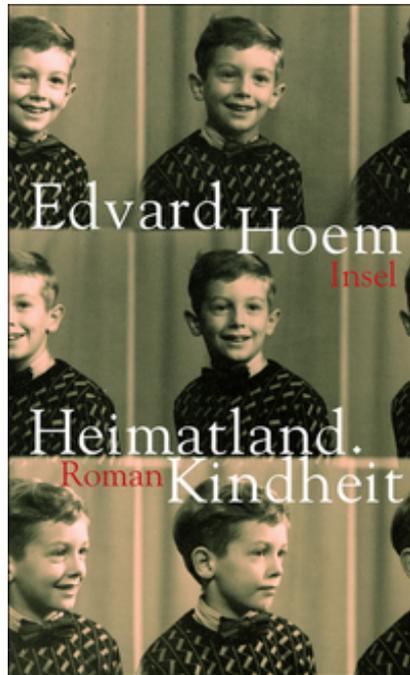


Insel Verlag

Leseprobe



Hoem, Edvard
Heimatland. Kindheit

Roman
Aus dem Norwegischen von Ebba D. Drolshagen

© Insel Verlag
978-3-458-17427-1



Edvard Hoem

Heimatland. Kindheit

ROMAN

Aus dem Norwegischen
und mit einem Nachwort
von Ebba D. Drolshagen

Insel Verlag

Titel der 1985 erschienenen Originalausgabe:
Heimlandet. Barndom

Die Übersetzung wurde durch NORLA gefördert.

© der deutschen Ausgabe
Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2009
© Forlaget Oktober as, Oslo 1985
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: TypoForum GmbH, Seelbach
Druck: Pustet Regensburg
Printed in Germany
Erste Auflage 2009
ISBN 978-3-458-17427-1

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

HEIMATLAND. KINDHEIT

KÜMILAND

Als ich über Kümiland, das Dorf meiner Kindheit, schreiben wollte, fand ich es nicht wieder.

Die blauen Busse, die damals auf den Straßen zwischen Molde und Ytre Frænen rumpelten, waren schon lange, mitsamt ihrem Geruch nach altem Tabak, saurem Schweiß und Benzin, in der Vergessenheit versunken. Die winzig kleine Busgesellschaft Julsund-Linie war in die neue Atlantic Auto hineingesteuert worden, deren moderne Karossen durch den gesamten äußeren Distrikt westlich von Molde brummt. Die großen schwarzen Tücher, die alte Frauen in den Herbststürmen umlegten, waren ebenso verschwunden wie Schildmützen, Lodenhosen und Pferdedecken. Was Anfang der fünfziger Jahre eine rückständige bäuerliche Gesellschaft gewesen war, ist, nach einer umfassenden Urbarmachung der Allmenden und beträchtlichen Investitionen in neue Betriebsgebäude, eine moderne landwirtschaftliche Kommune geworden.

Ich wurde nicht von Wiedersehensfreude gepackt, sondern Staunen befahl mich über all das Neue. Auch Berge, Hänge und Holme waren nicht mehr sie selbst. Das Gras war früher nicht grüner, aber Mitte Juli erheblich höher gewesen. Es war viel Zeit vergangen, aber Menschen, die nach der Zeitrechnung der Kindheit uralt oder tot hätten sein müssen, liefen noch umher, und zwar im besten Alter.

Wenn ich über Kümiland schreibe, schreibe ich über eine in Dunkel gehüllte Landschaft. Zwischen den Höfen, auf denen Petroleumlampen einen bleichen Schein in die Nacht schicken, liegen große Abstände. Irgendwo hinter diesem Dunkel

gibt es Farben, die sich zu »meiner Kindheit« vermischt haben. Wenn ich mich falsch erinnert oder etwas dazugedichtet habe, was macht das schon? Meine Kindheit ist meine Kindheit. Gut möglich, daß die Zuchtbulln nicht so groß waren wie Häuser und daß nicht alle Fischer Schnurrbärte trugen. Meine Kindheit wird von einem unzuverlässigen, klatsch-süchtigen Menschen verwaltet, und ich rufe Kümiland!, damit er herausrückt, was er da mit sich herumträgt.

Ende des 18. Jahrhunderts war A.I. Høyem Pfarrer im Pfarrbezirk Aukra in der Propstei Ytre Romsdal, zu der damals auch Kümiland sowie die Kirche auf der Insel Vågøy unmittelbar daneben gehörten. Von allen frommen Pfarrern war Høyem einer der frommsten, seine Pfarrkinder waren unangefochten gottesfürchtig und rechtschaffen. Am Ausgang des Frænfjords lag Hustadvika, ein legendär gefährlicher Meeresabschnitt, dort ging der Schiffsverkehr nach Trondheim und Archangelsk vorbei. Oft mußten Leute aus Kümiland Seefahrern, die in Seenot gerieten, helfen und die Boote in Bjørnsund oder Bud an Land bringen. Die Kümiländer waren ausgezeichnete Seeleute, sie ließen sich ihre Hilfe von denen, die sie benötigten, nicht bezahlen, und selbstverständlich bezahlten sie pflichtschuldigst ihre Steuern. Erlitt ein Boot Schiffbruch, bargen die Kümiländer Gold und Gut und lieferten noch die letzte Flaschenscherbe beim Amtmann des Königs ab. Nur eines konnten sie nicht: Hände schütteln.

Damit das anders werden möge, stellte der Gemeindepfarrer meinen Verwandten Lars Olsen Hoem als Schulmeister in Kümiland an. Lars Olsen war damals siebzehn Jahre alt, er hatte in jenem Jahr bei der Konfirmation in der Vågøy-Kirche

einen guten Eindruck gemacht. Lars sollte die Kümiländer das Händeschütteln lehren und sie an die Kunst des Lesens erinnern, die Mutter und Vater ihnen beigebracht hatten. Aber bevor er den Schulkindern auch nur Guten Tag sagen konnte, mußte er in den Krieg ziehen. Napoleon und die Engländer konnten nicht Frieden halten und zwangen die Kümiländer in einen Krieg hinein, mit dem sie nichts zu schaffen hatten. Lars war dabei, 1801 kämpfte er mit bei der großen Seeschlacht von Kopenhagen, da kam ihm zustatten, daß er gelernt hatte, nicht gleich loszuflennen, wenn die Nase blutete. So wurde er ein erwachsener Mann und zum Heimkehren und Schulehalten zu rastlos. Als Seemann und Abenteurer streifte er durch die Städte am Skagerrak und an der Ostsee, und wohin er kam, überall tat er das Seine, damit die Nachwelt eine gute Geschichte zum Weitererzählen haben sollte. Vor dem undeutlichen Hintergrund gottesfürchtiger Fischer, von denen ich abstamme, zeichnet sich plötzlich ein Mann ab, der ohne Schuhe und Strümpfe drei Ellen maß und von gewaltiger Statur war. Als wenige Jahre später der Krieg zwischen Norwegen und Schweden ausbricht, taucht Lars in Göteborg auf. Er soll verhaftet werden, zwei Polizisten kreuzen vor dem Haus auf, in dem er wohnt. Da zieht er aus der einen Hosentasche eine gewaltige Messingdose, aus der anderen ein Klappmesser, und mit diesen Gegenständen teilt er dermaßen aus, daß die Polizisten umfallen. Er schafft es zum Hafen und flieht auf einem holländischen Schiff. Ich meinte lange, daß dies der Ursprung des Ausdrucks »der fliegende Holländer« sei.

1809 wurde Lars Steuermann auf einer Galeasse, die Roggen nach Archangelsk brachte. Auf dem Rückweg wurde sie vor Trondheim von einem englischen Schiff gekapert, und die Engländer verfrachteten die Besatzung als Kriegsgefangene übers Meer. Während des Aufenthalts auf Gefangenenschif-

fen in Plymouth lernte er von einem Franzosen, der mit ihm gefangen war, das Geigenbauen. Selbstverständlich besagt die Legende weiter, daß er aus der Gefangenschaft floh und 1814 heimkehrte, als Norwegen frei wurde.

Ich hatte immer gedacht, 1814 seien die meisten Norweger in Eidsvoll gewesen und hätten unser Grundgesetz verfaßt, aber Lars' Eltern waren zu Hause. Sie erkannten den bärtigen Recken nicht, der eines Abends ankam und um Unterkunft bat. Sie sagten, er möge im Nachbarhof um ein Nachtlager bitten, sie hätten so wenig Platz. Aber Lars stieg direkt auf den Dachboden und schlief dort mit Getöse ein. Morgens kam der Vater nach oben, er betrachtete den Riesen, der da schnarchte, und weckte ihn mit diesen Worten: »Bist du etwa mein Sohn, der Lars?« Da war die Wiedersehensfreude groß. Sie schlachteten, wie es geschrieben steht, das gemästete Kalb, und sie aßen und waren fröhlich.

Als sein Bruder, der Landpolizist war, heimkam, hörte er die Fiedelmusik und fand in der Scheune das Fell des Mastkalbs. Das machte ihn nicht froh, aber der Vater sagte, daß bei ihnen im Bortehof größere Freude herrschen solle über einen verlorenen Sohn, der aus der Gefangenschaft heimgekehrt sei, als über einen daheim gebliebenen Sohn, der nur Landpolizist war und sich in Kümiland herumtrieb.

Vielleicht war es der neunzehnte Mai, als Pfarrer Høyem kam und Lars fragte, ob er nicht bald einmal Unterricht halten wolle, immerhin sei es vierzehn Jahre her, daß er die Stelle bekommen habe. Da nahm Lars die Hand des Pfarrers und drückte sie so, daß der Daumen brach. Jeder begriff, daß Lars nicht mehr zum Schulmeister taugte, und er wurde in Gnaden aus dem Amt entlassen. Lars reiste nach Kristiansund, dort ließ er sich als Geigenbauer nieder und baute Instrumente, wie er es von dem Franzosen gelernt hatte. Sie war makellos,

die Hoem-Geige, aber obwohl er viele hundert baute, sind nur einige wenige erhalten geblieben. Auf diesen berühmten Stammvater, Seemann und Geigenbauer, folgte der Niedergang, der in Kümiland bis in meine Zeit andauerte. Nicht leicht zu sagen, ob es an den äußeren Umständen oder unserer eigenen Sündenschuld lag, daß die Kümiländer in Not und Schwierigkeiten gerieten. Es sollte sich allerdings bald erweisen, daß die Fiedelmusik, die in allen Bauernhöfen erklang, des Teufels war. Aus dem Osten des Landes, der Provinz Østfold, kam ein Mann namens Hans Nielsen Hauge, der sagte, die Leute sollten selbst Bibel lesen und nicht auf die Pfarrer in Aukra hören. Seine Worte fielen auf fruchtbaren Boden, er öffnete ihnen die Augen und zeigte, wie wenig Gutes sie von den Pfarrern zu erwarten hätten. Er sagte auch, es sei Zeitverschwendung, zum Klang von Musik herumzuhüpfen, und lehrte sie statt dessen Holz sägen. Rundum im Distrikt Frænen zerschlugen Spielleute ihre Fiedeln, als sie begriffen, daß es Sünde war, ihre Mitbürger zum Tanzen zu verführen. Nur an einem Ort gab es weder Erweckung noch Bekehrung, und das war in Kümiland, denn weil Lars nie mehr nach Hause gekommen war, hatten sie dort das Alphabet vergessen, und wer nicht lesen kann, ist kein Haugianer, was man schon daran sieht, daß die Haugianer sich selbst auch *Leser* nennen. Die Kümiländer blieben unter der Knete der Pfarrer und mußten sich weiterhin für die Abgaben krummlegen und Fuhrdienste leisten. Die Pfarrer in Aukra waren nicht mehr gottesfürchtig. Sie hatten nicht einmal in Wittenberg studiert, wo man doch in Norwegen meinte, alle Pfarrer hätten in Wittenberg studiert. Sie befahlen den Leuten, Kartoffeln anzupflanzen, statt an ihr Seelenheil zu denken. Aber was soll man mit Kartoffeln, wenn man sie nicht zu Schnaps brennen kann? Die Haugianer beherrschten diese

Kunst, brachten sie aber den Heiden von Kümiland nicht bei. Dort *aß* man die Kartoffeln, darum wurde keiner von ihnen größer als zwei Ellen.

Wäre Lars heimgekehrt und hätte seinen Leuten geholfen, alles wäre anders gekommen. Aber in Kristiansund war er ein bedeutender Mann, da wollte er nicht seinen Leuten beibringen, wie man Hände schüttelt. In Kümiland nickten sie nur mit dem Kopf, sie wurden beim Handeln übervorteilt und in der Liebe verraten. Das einzige, woran es ihnen nicht mangelte, war Kümmel, die Gewürzpflanze wucherte auf den dortigen Feldern. Und die Kümiländer taten Kümmel auf den Fisch, Kümmel aufs Brot, und sie kauten Kümmel statt Tabak. So bekamen sie ihren Namen, denn *Kümi* ist ihr Dialektwort für Kümmel. Sie lebten und starben in Kümmelgestank, bis einer namens Dick Pfarrer in Aukra wurde und sie dazu brachte, aufzuwachen.

Nach Dicks Zeit stimmt im Kümiland meiner Kindheit absolut nichts mehr. Karte und Gelände trennten sich. Dick war ein außerordentlich frommer Pfarrer, ein Haugianer. Er ließ die Kartoffeln Kartoffeln sein und konzentrierte sich auf das einzig Notwendige. Andererseits legte er sich mit den Leuten von Kümiland wegen eines erbärmlichen Fleckchens Land an, das in deren Allmende lag. Seit unvordenklichen Zeiten hatte der Pfarrhof von Aukra in Vågøy einen Witwensitz gehabt. Als die Kümiländer in Storvika das Gelände eines Kleinbauernhofs absteckten, forderte der Pfarrer Pacht, weil die Pfarrwitwe dort Holzrecht gehabt hatte.

Da war für die Kümiländer das Maß voll. Sie gruben ihre alten Grundbucheinträge aus und studierten die vergilbten Dokumente. Da sie nicht lesen konnten, war deren Inhalt mündlich vom Vater an den Sohn weitergegeben worden. Jetzt verglichen sie ihre auswendig gelernten Bestimmungen mit

den Schnörkeln auf Papier. So kamen sie zur Kunst des Lesens, um die Lars Olsen sie betrogen hatte. Sie brachten die Sache gegen Dick vor das Höchste Gericht und bewiesen 1867, daß ein paar einfache Bauern gegen einen Pastor gewinnen konnten.

Das hätte der Beginn einer neuen Zeit für Kümiland werden können. Aber als sie den Sieg über den Pfarrer feierten, kamen zwei Brüder im Bortehof auf die Idee, daß sie beide Hofbesitzer seien, und teilten den Hof unter sich auf. Das war eine grobe Verletzung des elften Gebotes, das besagt, daß du das Erbrecht nicht geringachten sollst. Die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Schon bald erkannten beide Brüder, daß sie zuwenig zum Leben hatten. Der eine rammte den Spaten in die Erde, versteigerte alle seine Hoem-Geigen und wanderte nach Amerika aus, wo ihn ein Pferd tottrat. Der andere wurde Haugianer und spielte niemals Geige, aber seine Frau bekam keine Kinder. Irgendwie schlug er sich als Schreiner durch, und zu diesem Schreiner kam mein Großvater, als er sieben Jahre alt war, als Neffe und als Hoferbe eines halben Bauernhofs mitten in Kümiland. Er nahm den Namen Edward Hoem an und beschloß, Ordnung zu schaffen.

Sieben Jahre lang hatte Großvater mit Mutter und Vater auf einem kleinen Hof nahe Molde gelebt und in dieser Zeit das Händeschütteln gelernt. So entging er dem Fluch, der auf dem Geschlecht lastete. Im Jahr 1900 wurde die Vågøy-Kirche vom Blitz getroffen und brannte ab. Großvater war dabei, als eine große Kupferspitze auf den Turm der neuen Kirche gesetzt wurde. Auf einem Gerüst stieg er bis hinauf zum Wetterhahn und erfuhr, was es hieß, frei zu atmen. Dann ließ er aus achtunddreißig Metern Höhe einen Kupferdraht zum Blitzableiten hinab. Seit jenem Tag war er bemüht, das Schick-

sal blinder Katastrophen von seinen Nachkommen abzuwenden. Bei den eingeschworenen Haugianern auf der anderen Seite des Gjendemsfjells fand er eine Ehefrau, er baute ein neues Haus und sah sich nach einer Lebensaufgabe um. Ihm kam der Gedanke, daß man in dem heidnischen Kümiland ein Bethaus errichten müsse, und er ging daran, Geld dafür zu sammeln.

Großvater war Haugianer, er verurteilte das Fluchen und mißbilligte die Wunschkonzerte im Radio. Eins aber war schlimmer als alles andere, und das war das Wort Kümiland. Ich wußte nicht, daß ich aus Kümiland kam, bevor ich in den Laden im Nachbardorf kam. »Ihr baut wohl immer noch Kümmel an«, sagten sie im Laden, als ich versuchte, die Nase bis zur Theke hochzubekommen. Es war keine Ehre, aus Kümiland zu kommen. Sprach einer von außerhalb diesen Namen aus, gab das den Leute von Hoem das Recht zuzuschlagen. Ich konnte nicht hart genug zuschlagen und mußte den Spottnamen überhören. Den Geruch von Kümmel nahm ich zwanzig Jahre lang nicht einmal wahr. Das Gewürz gibt es zwar in Geschäften und in den meisten Küchenregalen, es weckte aber die ganze Zeit nicht die geringsten Assoziationen. Er klingelte nirgends, wenn ich den Deckel von duftendem, süßsaurem Sauerkraut hob oder in den herrlichsten Kümmelkäse biß.

Aber in Wahrheit bin und bleibe ich Kümiländer.

DER SOHN DES SOHNES

Als der Sohn des Sohnes 1949 zur Welt kam, sammelte Edvard Knutsen Hoem im dreißigsten Jahr Geld für das Bethaus, seine Lebensaufgabe. Das konnte er anhand der Bethaus-Versammlungsprotokolle beweisen, die mit jener tiefen Ehrfurcht vor dem geschriebenen Wort geführt worden waren, die in Kümiland seit dem Streit mit Pfarrer Dick herrschte. Wenn er das Bethaus nicht fertigbekommen hatte, obwohl er fast siebenzig Jahre alt war, dann unter anderem, weil er meinte, Gottes Reich dürfe nicht bei dieser Welt in der Kreide stehen. Daher war es ausgeschlossen, für den Bau des Bethauses Geld aufzunehmen, und die jährlichen Bethausbasare brachten keine üppigen Summen ein. Hinzu kam, daß Edvard Knutsen – wie alle ihn nannten – einen ernsten Fehler begangen hatte. Irgend jemand hatte ihn überredet, das Bethausgeld der Frænen-Sparkasse anzuvertrauen, statt es in einer verschlossenen Kiste auf dem Dachboden zu verwahren. Die Frænen-Sparkasse ging 1936 bankrott, das Bethausgeld verschwand in den Taschen der größten Gläubiger. So machte Edvard Knutsen die schmerzliche Erfahrung, daß man sich nicht auf weltliche Institutionen verlassen, sondern an seine eigene Urteilskraft glauben und, wenn der Menschenverstand nicht hinreicht, auf den Heiligen Gott vertrauen soll.

Auch wenn Menschen ein solches Durcheinander anrichten, daß einer einen halben Bauernhof erbt, will Gott, daß wir ein ganzes Leben leben. Daher widersetzte Edvard Knutsen sich nicht, als sein Sohn, der Hoferbe Einar, erst eine Schreinerlehre machen wollte, bevor er den Hof übernahm. Aber Mitte der dreißiger Jahre schlug das Schicksal zu. Einar starb an

Tuberkulose, der zweitälteste Sohn bei einer Hirnoperation. Der Hof mußte an den dritten Sohn Knut gehen, der Laienprediger geworden war und im Dienste der Norwegischen Lutherischen Gesellschaft der Inneren Missions umherreiste. Es blieb dabei, daß er in den Wintermonaten unterwegs war, um zu verkünden, im Sommer aber war er zu Hause auf dem Hof. Das war eine Zeitlang machbar. Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre. Edvard Knutsen bezweifelte nie, daß er zur zweiten Kategorie gehörte. Aber irgendwann begann er den Tag herbeizusehnen, an dem er einen Enkelsohn bekommen würde. Im großen Spiel des Lebens war der Sohn Übergang und Intermezzo. Der Sohn des Sohnes sollte, wenn die Zeit gekommen war, ein ganzes Erbe bekommen, auch wenn es nur ein halber Hof war. Mit beharrlicher Arbeit würde es ihm vielleicht gelingen, neues Land urbar zu machen und so für den neugeborenen Erben von Hof Bakken gutzumachen, was die Vorfahren vertan hatten.

Es waren also keine geringen Erwartungen, die der Sohnesohn erfüllen sollte, der sich am Vormittag des zehnten März mit heftigen Wehen meldete und dann geschlagene zwölf Stunden brauchte, bis er endlich herauskam. Nur der Großvater wußte, daß der Neugeborene ebenso groß war wie sein ferner Vorfahr, der Geigenbauer Lars Olsen Hoem in Kristiansund, der übrigens bei der Geburt ebenfalls seine Mutter fast das Leben gekostet habe. So oft wurde die Geschichte von der Geburt des Sohnessohns erzählt, daß der Junge lange überzeugt war, sich erinnern zu können, wie er auf die Welt gekommen war. Denn daß es die Welt war, auf die er gekommen war, begriff er, kaum daß er die Augen geöffnet hatte. Indes ahnte er nicht, was er da sollte. Er erinnerte sich daran, daß

der Hebamme ein Schreckensruf entfuhr, als sie ihn gewaschen und auf den Tisch gelegt hatte, um ihn zu wickeln: »Himmel hilf, ich glaube fast, er sieht mich an!«

Dieser Blick sollte den Sohnessohn teuer zu stehen kommen, denn sofort galt als bewiesen, daß er ein ganz ungewöhnliches Kind war. Als Hausgeburt und Hoferbe wurde er umgehend zum Fenster getragen, um den Hof zu sehen, der einmal ihm gehören würde. Der Mond war leider halb von einer Wolke über dem Gjemdemsfjell verdeckt, aber er konnte die Scheune unterhalb des Hauses ausmachen und die Wiesen bis zur Landstraße hinunter. Es hatte ein wenig geschneit, obwohl es auf das Frühjahr zuing. Lange blaue Schatten streckten sich, die Hausecken zeichneten sich scharf ab. Der Mietschlitten, mit dem die Hebamme gekommen war, stand ohne Zugtier an der Scheune, die Scheunentore waren zwei weitgeöffnete schwarze Löcher. Mehr bekam er nicht mit. Im Schein der 14linigen Petroleumlampe, die von der Stubendecke hing, wurde er erst der Mutter gezeigt, die mehr tot als lebendig im Bett lag, dann dem Vater, der ganz bleich war nach dem lang andauernden Geburtskampf. Es gab eine Großmutter mütterlicherseits mit einem langen weißen Zopf um den Kopf, die bald ins Dachgeschoß hinaufging und sich zu seiner Halbschwester schlafen legte. Diese Halbschwester war nicht die Tochter des Vaters, daher war er der »Erstgeborene«. Das entnahm er der Art, wie sie über *ihn* sprachen, der dalag und zu den ungestrichenen Deckenbalken hochstarrte. Auch die Holzwände der Stube im Schein der Lampe waren ungestrichen. Er lag da, in einem großen, sanften Wogen, während sich die Welt unmerklich im Raum drehte. »Ja, mich sieht er auch an!« konstatierte Edvard Knutsen, den man feierlich herbeigerufen hatte, damit er den Hoferben in Augenschein nehme, und der zur Feier der Stunde ein sauberes

Hemd angezogen hatte. Er kam gar nicht auf den Gedanken, die Stimme zu senken, obwohl es auf Mitternacht ging und noch das geringste Geräusch durch die dünnen Wände und Decken drang. »So ein Unsinn!« sagte da die Großmutter auf dem Dachboden, die gerade ihren langen Zopf gelöst hatte und zu Bett gehen wollte. Das lange weiße Haar reichte ihr bis zur Taille. Für Großmutter war es alles andere als eine gute Partie, als ihre Tochter auf diesen Hof in einem westnordischen Weiler fern jeder Zivilisation geheiratet hatte. Sie kamen aus dem kleinen Ort Øyer im Gudbrandsdal und hatten seit vierzig Jahren elektrisches Licht. Hier hingegen mußte man sich immer noch im Dunkeln ausziehen.

Der Großvater sagte: »Wenn er zwölf Jahre alt wird, werde ich achtzig! Das ist doch kein Zufall, will ich meinen!« Diesen Satz fand er so gelungen, daß er ihn mehrfach seiner Frau gegenüber wiederholte, bevor sie zu Bett gingen, und jedesmal wisperte sie, leise wie ein Geist: »Ja.« Er gab seine Berechnung zum besten, als er morgens das Pferd fütterte, und auch, als er in den folgenden Tagen auf den Nachbarhöfen die Geburt bekanntgab und von dem großen Hoferben berichtete, der zur Welt gekommen sei.

Auf der Waage wog der Sohnessohn trotzdem nicht mehr als fünf Kilo, aber der Großvater benutzte immer nur die alten Maße der Gegend, und da waren das zwanzig Mark. Beim Geigenbauer, dem er angeblich glich, waren es achtundzwanzig gewesen. Der Erbe war siebenundfünfzig Zentimeter lang, während der Fiedelmacher bei seiner Geburt über eine Elle gemessen hatte! Es war also nicht ausgemacht, daß der Sohnessohn in allem Lars Olsen gleichen würde, und das war, um die Wahrheit zu sagen, vielleicht auch ganz gut so.

Die Großmutter aus dem Gudbrandsdal blieb, bis sie sicher sein konnte, daß ihre Tochter die Niederkunft im Barbarenland überleben würde. Dann kehrte sie zu ihren kleinen Verhältnissen, aber in aufgeklärte Zustände zurück. Die Geburt war so schwer gewesen, daß das Gedächtnis des Sohnessohns erst fünfzehn Monate nach seinem allerersten Schlummer auf dieser Welt zu funktionieren begann. Da bewies er zum Ausgleich, daß *er* es war, der sich erinnerte, und nicht der Großvater. Es war ein Junitag im folgenden Jahr, die Mutter war wieder guter Hoffnung. Er saß hinter dem Wohnhaus, auf dem abschüssigen Wiesenstückchen zwischen Vorratsschuppen und Windfang, an eine Dorschnur gebunden. Eine Treppe führte zum Windfang, und von dort ging es in die Küche. In der Küche war die Mutter, aber zu ihr krabbelte er nur selten, um nachzusehen, ob sie wirklich da war. Die Treppenstufen waren so hoch, daß sie schwer zu erklimmen waren. Darum blieb er draußen, er saß meistens im Gras und dachte. Ein wenig entfernt stand auf hohen Beinen das Vorratshaus, und damit es nicht gen Himmel flatterte, lag oben drauf ein schweres Torfdach. Das Torfdach paßte auf das Vorratshaus auf, die Dorschnur auf ihn. Eine große Fliege setzte sich auf die Dorschnur, er scheuchte sie fort. Niemand dankte ihm dafür.

Die Schwester hatte oft keine Lust, bei ihm zu sein. Jetzt war sie gerade hinter dem Hügelrand verschwunden, um »zum Süden« zu gehen. Er wußte, daß das ein anderer Hof war, aber er war noch nicht dort gewesen. Er sah nur die Haarschleife verschwinden, als sie über den Hang wegging.

Es war ganz sicher, daß die anderen Mittagsschlaf hielten. Großvaters Schnarchen drang durch die Holzwände nach

draußen. Die Großmutter schlief sicher auch, denn er hörte sie nicht singen. Sie sang immer mit leiser und behutsamer Stimme. Der Lärm von Großvaters Schnarchen machte ihn ganz wach, und plötzlich begriff er etwas. Die Dorschnur, die Leine, an die er gebunden war, schlief mehr als alle anderen. Die Schur schlief immer, darum konnte sie ihn nicht festhalten. Er schob die Schnur vorsichtig über dem Hosenboden hin und her. Zum Schluß gab die Dorschnur auf. Er war frei und konnte gehen, wohin er wollte. Aber er hatte ein bißchen Angst, er wußte nicht, ob er sich traute, irgendwohin zu gehen. Würde er den Weg zurück finden? Auf der anderen Seite des Hauses schien die Sonne. Er war im Schatten festgebunden gewesen.

Auf dem Hof war es völlig still. Das ferne Muhen der Kühe auf der Weide erreichte ihn nicht. Vögel waren keine zu sehen. Die Fliegen verharrten reglos auf der Windfangtreppe, als dächten sie nach. Wenn er sich bewegte, wäre es mit der Ruhe bestimmt vorbei. Der Großvater würde jäh aufwachen, angelaufen kommen und dabei so laut rufen, daß es weh tun würde.

Aber in der Luft lag etwas, das »auf seiner Seite« war. Es war ein Knistern und ein Klingeln, in dem dieser »er« ganz lautlos wurde. Es war ein Surren und ein Summen von allem, was im hohen Junigras lebte, von Hummeln und Bremsen, die die zerzausten Blüten des Wiesenkerbels und die glänzenden Butterblumen an der nassen Böschung hinter dem Vorratshaus umschwirrten. Halbhoher Wiesenhafer und saftiger Klee schwappten im Gras, Pollen sausten durch die Luft, und die sanfte Brise flatterte durch die Wäsche auf der Leine.

Die Schlaufe der Leine lag wie ein Ring um seine Beine, er mußte es nur schaffen, über sie hinwegzusteigen. Das mit